Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

29 (22.7.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Neben alltagsvertrauten Gestalten, Bauern, Landsknechten, Bürgerfrauen erscheinen in dieser Zeit auch antike Motive in Dürers Blättern als Bildinhalte, aber die Motive sind nur Vorwand für künstlerische Fragestellungen. Immer verwebt sich tiefer geheimnisvoller Sinn mit dem Dargestellten. Wo anders als in der deutschen Kunst möchte ein Blatt entstehen wie das „Große Glück?" — diese Absage an alle südländisch-heitere Schönheit, dies symbolhafte Schweben einer Göttin mit dem Körper einer Nürnberger Bürgersfrau über einer dämmerigen deutschen Landschaft, dies deutsche Empfinden für das Verborgen-Waltende und den Atem der Wirklichkeit. Becher und Zügel trägt die nordische Fortuna — den Becher des Lebens für den Sieger und die Zügel für die Allzuübermütigen, denn so deutet Schicksalsbereitschaft die bitteren Gaben der nach antiker Vorstellung blindwaltenden Macht.

Neben den Zeugnissen des liebevollen, eindringlichen Studiums der Natur, der wachen Sicht auf das Diesseitige steht am Abschluß der ersten Schaffensperiode als Dokument visionär geschauter geistiger Realität das große Holzschnittwerk, die Apokalypse. Kaum ein Werk prägt sich unserer Erinnerung so unauslöschlich ein, wie diese Nachfahrin der deutschen Bilderbibel. Hingerissen vom geheimnisvollen Wortlaut des Textes gestaltet der Künstler die Bilder und Gleichnisse des Sehers in Gesichten von unerhörter Eindringlichkeit. Dürer reißt uns hinein in die Welt der geistigen Mächte. Da stehen die sieben goldenen Leuchter wie die Pfeiler einer Halle und in ihrer Mitte thront der Ewige, der in seinen Händen das Gesetz und die Gestirne hält. Da brausen die vier Reiter, denen Macht gegeben ist über die Erde, die Kräfte der Vernichtung, unter Blitz und Donnergrollen, mit wildem Haar in die Ferne gerichtetem Blick durch die Lüfte. Die Menschheit sinkt dahin vor den Hufen der gespenstischen Pferde, hingemäht und hingerafft in den Rachen der Finsternis.

Beide Welten, die des Ewigen und die des Verderbens, stehen sich gegenüber im Drachen mit den sieben Häuptern siebenfacher Sünde und in der Sterngekrönten, die in ihrem Sohne den Drachen überwand. Und im stärksten und für deutsches Geistesleben bedeutsamsten Blatt der Apokalypse waltet der Kampf von Anbeginn, der bis ans Ende der Tage währen wird — (St. Michaels Kampf mit dem Bösen, ein Kampf in den Lüften über einer friedlichen Landschaft, vor einem dunkeln Hintergrunde. Es hat sich zuviel Schmeichlerisch-Gefälliges späterer Stilepochen zwischen unser Formgefühl und Dürers herbe, männliche Formensprache gedrängt. Sonst müßten diese Blätter noch viel mehr sagen, Sinnbilder für das Schicksal der deutschen Seele, der nur in heißem Kampfe Erkenntnis wird.

Dürer hat um den Kampf gewußt; sein künstlerischer Weg ist in den früheren Jahren ein unablässiges Ringen um Form und Freiheit, um Glaubensgut und Wissenschaft. Er hat sich das mühsame Studium der Regeln, der Gesetze von Proportion und Aufbau nicht erspart; so ist seine eigenreiche Formphantasie gebändigt im Gesetz. Dürer ringt um die objektive Richtigkeit, um die Reinheit der Verhältnisse, die Sicherheit der dargestellten Bewegung. Aus der strengen Bindung an das Messen, an die Regeln erwächst ihm die Freiheit des Gestaltens: „Wenn du messen gelernt hast, dann ist die Hand gehorsam, die Gewalt der Kunst vertreibt dann den Irrtum aus deinem Werk und verhindert dich Falsches zu machen".

Dürers Heranreifen zur Meisterschaft vor seiner zweiten Italienreise offenbart sich außer auf dem Gebiete der zeichnerischen Künste auch in den Gemälden. Sie sind der Niederschlag einer farbenfreudigen Epoche in Dürers Schaffen; sie treten in kühnen Wettstreit der Farbe mit den ersten Malerschulen der Welt, und auch hier zeigt sich Dürer von dem nie gesättigten Drang nach Vollkommenheit beseelt: dem Technischen dient er mit Hingabe und verwendet Jahre an technische Kenntnisse, die Bereitung des Malgrundes, die Untermalung, die Lasuren. Dürer hat nie eine Werkstatt für Altmalerei, in der lohnende Aufträge ihm zu Wohlstand verholfen hätten, aufgetan: daß er für seine Gemälde oft „groß Lob, aber wenig Nutz überkommen" bezeugt er selbst; dafür arbeitet er unablässig an sich selbst.

Drang nach Vollkommenheit treibt ihn nach dem Süden; er strebt nach der Meisterung der Physionomik, wie sie Lionardo besitzt, nach der Kunst der Perspektive, die als Problem aus den geistigen Voraussetzungen der Zeit damals im ganzen Abendlande sich entwickelte. Dürer geht von dem reichen Venedig nach Bologna, nach eigenem Bekenntnis „um der Perspectiva willen, die mich einer lehren will". Aber es handelt sich für ihn nicht um Dinge der Malerei. Wissen und Können der Welt reizen ihn. Aber wie sich Dürer mit all dem Fremden auseinandersetzte, wie er es sich zu eigen machte und doch deutsch blieb, das ist vielleicht das Allergrößte an ihm. Das zeigt uns, erst seine ungeheure und unbezwingbare Kraft. Unbeirrt geht er seinen Weg. Er haftet nicht in den Bindungen der heimischen Tradition, noch gerät er in die Fallstricke der neuerstandenen heidnischen Mittelmeerantike; er bewahrt sich den freien selbstsicheren Blick nach beiden Seiten.

Mehr und mehr durchdringt die Geschlossenheit und Sicherheit der neuen Formerkenntnis sein Schaffen. Ausdruck seines Lebensprogramms kann sein Selbstbildnis genannt werden, das kein ängstliches Porträt war, sondern überpersönliche Steigerung ist, das den Meister hochpriesterlich darstellt — der Künstler als Priester seines Volkes. Nach seiner zweiten Italienreise schuf Dürer das (nachträglich und fälschlich auf 1500 datierte) Selbstbildnis der Münchner Pinakothek.

Obwohl Dürer in seinen Gemälden die volle Anerkennung der Zeitgenossen, in seinen Landschaftsblättern die Bewunderung der Nachwelt fand, hat ihn das Gemälde nie restlos befriedigt. Dürer will zum Volke reden, nicht zu einzelnen Gönnern und Kennern. Er weiß auch, daß einzig das reproduzierbare Bildwerk der Weg dazu ist. Neben der strengen Verpflichtung zur Beherrschung des Zeichnerischen die Graphik auferlegt, waren zwei Beweggründe zwingend für Dürers entschiedene Wendung zu den graphischen Künsten: als weltlich-renaissancitisches Motiv das Bewahren eines Menschen im Bildnis über den Tod hinaus, als religiöses, spätmittelalterliches Motiv die Vergegenwärtigung der Heilsgeschichte, der Passion. In den Blättern der großen Passionsfolgen, die mehr als die Hälfte seines Lebenswerkes ausmachen, hat Dürer den ganzen Reichtum an bildnerischer Kraft und tiefer Gläubigkeit niedergelegt, Dürer hat erkannt, daß nur graphische Kunst sich an das Volk wenden kann, weil sie die Möglichkeit des Erwerbes offen hält — ein eindringlicher Hinweis für heutige Kunsterziehung des Volkes! Für Dürer bedeutete graphische Kunst, Arbeit in Holzschnitt und Kupferdruck, Erfüllung seiner religiösen Pflicht. Durch ihn hat der Holzschnitt erst die Bedeutung als Kunstgattung erlangt, die er in Deutschland einzig besitzt.

Albrecht Dürer hat seine Sendung an die deutsche Menschheit erfüllt. Er lehrt sie nicht allein mit dem Blick seiner eigenen vertieften, wirklichkeitheiligenden Naturbetrachtung sehen, die seine Werke überzeitlich erscheinen läßt; er lehrt den wahrhaft Suchenden eine große, hohe Kunst: die Umwertung des Diesseitig-Bedingten in symbolische Gestaltung.

Da reitet auf gefahrvollem Pfad, zwischen Felsen und Dornicht der Ritter, mit unverwandtem Blick, nicht achtend des gespenstischen Begleiters, der ihm hämisch mit der Sanduhr die Flüchtigkeit seines Lebens und seines Beginnens weist, dem tierschnäuzigen, bocksfüßigen Widergeist in unanfechtbarer Gelassenheit den Rücken kehrend. Kaum ein anderes Blatt aus Dürers Werk, ja, kaum ein anderes Werk der deutschen Kunst sendet solche Ströme von Kraft aus, wie das Bild von Ritter, Tod und Teufel, Kraft des unerschütterlichen Glaubens, des unbeirrbaren Willens, des festen Gemütes.

Albrecht Dürers große Hinterlassenschaft öffnet uns die Augen für den künstlerischen Wert, wird zum Maß, an dem wir deutsches Kunstschaffen messen, auch das der Gegenwart. Umso mehr hat uns ein Vortragskreis zu geben, der des größten deutschen Malers Werk im wohlgefügten, maßvollen Bau der Darstellung faßt, der Bildwerk und Sprache zur Einheit werden läßt, und es ist zu wünschen, daß die Vortragsreihe in einem großen Kreis als öffentliche Vorlesung wiederholt werde.

Rasse und Volk

Folge 29 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 22. Juli

Karl Maurer:

„Die auf Befehl des französischen Kaisers errichtete télégraphische Linie von Wien nach Straßburg, 1809, betr."

Unter dieser Ueberschrift verwahrt das Badische Generallandesarchiv unter „Kriegssachen" einen Aktenkonvolut, der einen Einblick in die Zeit gibt, zu der das junge Großherzogtum unter der Gewalt Napoleons stand und in die nicht beneidenswerte Tätigkeit der badischen Beamten, welche die Befehle der französischen Offiziere auszuführen hatten, welche mit der Errichtung dieser Linie betraut wurden.

Der Konvent und Napoleon hatten die große Bedeutung der Erfindung des optischen Telegraphen durch Claude Chappe für die Kriegsführung sofort erkannt. Die erste nach diesem System errichtete Linie war die von Paris nach Lille im Jahre 1793. Chappe hatte für das Kriegswesen eine eigene Zeichensprache zusammengestellt. Ein einziges Zeichen der Maschine umfaßte einen ganzen Satz oder einen bestimmten Ausdruck. Wenn der Lille Telegraph nach Paris melden wollte:

„Diesen Morgen 5 Uhr
griff Nordarmee
den 12000 Mann starken Feind an
und siegte
mit 500 feindlichen Gefangenen",

so waren für diese 5 Absätze nur 5 Zeichen nötig, die in der Zeit von 2 Minuten abgegeben werden konnten. — Falls der Konvent das Ehrendekret der gesetzgebenden Versammlung mit den Worten verlieh:

„Die siegende Armee fahre fort, sich um das Vaterland verdient zu machen",

so geschah die Abtelegraphierung dieses Satzes nach Lille durch ein einziges Zeichen. — Chappe berichtet, daß ein außerordentlicher Bericht im Umfange einer halben eng geschriebenen Seite innerhalb höchstens einer Viertelstunde von einer Telegraphenstation zur andern übermittelt werde. Außer dieser Zeichensprache für Kriegszwecke bestand noch ein Ziffernsystem, wozu auch nur die Aufseher des Pariser und Liller Telegraphen den Schlüssel hatten. Die Zwischenstationen, die mit Ferngläsern Ausschau halten mußten, hatten diese Zeichen — ohne ihre Bedeutung zu kennen — lediglich mechanisch weiter zu geben.

Nachdem sich die Chappe'sche Erfindung auf dieser kurzen Strecke so glänzend bewährt hatte, folgte schon 1794 die Errichtung der größeren Strecke Paris—Metz, und 1798 folgte mittels 49 Zwischenstationen die Linie Paris—Metz—Straßburg. Die Ausgangsstation war auf dem mittelsten Pavillon des Louvre, Endstation auf dem Münster zu Straßburg, der sog. Bischofsmütze. Bis 1812 war Paris in telegraphischer Verbindung mit Calais, Brüssel, Amsterdam, Rotterdam, Genf, Turin, Mailand und Venedig. — Die Abzweigung von Metz nach Mainz — welche Sautter als erste Telegraphenlinie in Deutschland in seiner 1901 erschienenen Studie bezeichnen zu können glaubte — erfolgte erst 1813. Sie war allerdings wie die Linie Metz—Landau auf deutschem Boden errichtet, lag aber in französischen Händen! Eine nach allerdings einfacherem System erbaute auch auf deutschem Boden und mit deutschem Gelde errichtete französische Linie war aber schon 1809 erbaut worden, die von Straßburg durch Baden, Württemberg und Bayern nach Wien lief.

Am 13. Mai 1809 war Napoleon in Wien eingezogen und hatte sein Hauptquartier in Schönbrunn aufgeschlagen. Nach den Schlachten bei Eßlingen-Aspern am 22. Mai, bei Wagram am 5./6. Juli erfolgte der Waffenstillstand am 11. Juli und der Frieden von Wien am 14. Oktober.

Unterm 4. September 1809 hatte der „Prince Viceconnétable Major-Général Alexandre, Duc de Neufchâtel" von Schönbrunn aus an den französischen Kommandanten in Pforzheim die Mitteilung gelangen lassen, daß auf Befehl des Kaisers eine Telegraphenlinie von Wien nach Straßburg zu erbauen sei, mit deren Ausführung und Inspektion der General Guillemont beauftragt werde. Der Komandant bzw. das Amt Pforzheim gab diesen Befehl am 19. an das Ministerium des Innern weiter und dessen Regierungsrat — zugleich Vorstand des die Etappengeschäfte erledigenden „Marschkommissariats" — Winter unterbreitete ihn dem Großherzog mit der ihm wohl ziemlich sauer ankommenden Bemerkung, daß

„1. dieses Vorhaben von diesseitiger Regierung wird gehörig unterstützt werden müssen,

2. die Aemter anzuweisen sein werden, den von Frankreich zu dieser Einrichtung Beauftragten gehörig an Hand zu gehen und die erforderlichen Sicherheitswachen abzugeben."

Wenig Gutes ahnend, fügte er noch an, daß der Ingenieuroffizier, welcher das Schreiben überbracht habe, einige Worte wegen „Zahlung" habe fallen lassen, ohne sich hierüber bestimmt auszudrücken.

Inzwischen war auch seitens des Geschäftsträgers der kaiserlich französischen Gesandtschaft in Karlsruhe der Befehl des Kaisers an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten zur Kenntnisnahme gebracht worden. Es wurde dabei verlangt, daß der Einrichtung der Telegraphenleitung aller Vorschub zu leisten und für Unterkunft und Verpflegung der dabei anzustellenden Garden zu sorgen sei. Der Gesandte beschloß sein liebenswürdiges Schreiben mit der höhnischen Bemerkung, daß er überzeugt sei, daß Se. Exzellenz der badische Minister mit aller seiner Dienstwilligkeit dazu beitragen werden, daß der Wunsch Seiner Majestät erfüllt und die Anlage in kürzester Zeit erstellt werden könne.

Bei solcher Lage der Dinge hatte der mit Ausführung des Angeordneten betraute Regierungsrat Winter keinen leichten Standpunkt gegenüber den mit weltbekannter französischer Bescheidenheit in Geldsachen an ihn herantretenden Wünsche und Verlangen. Resigniert berichtet er u. a. anläßlich einer Besprechung mit dem französischen Bataillonschef Bodson in Pforzheim, daß er dessen übertriebenen Anforderungen energisch gegenüber getreten sei. Der Franzose blieb auf seiner Meinung und er auf der seinigen. So sei er von ihm geschieden; freilich mit dem Unterschied, daß der Herr Bataillonschef mehr Mittel in Händen habe, seine Meinung „valable" zu machen, wie er, der bedauernswerte badische Beamte, die seinige.

Wegen der großen Eile, mit welcher die Errichtung der Telegraphenlinie erfolgen sollte, war hierfür nicht der Chappe'sche Telegraph — der einen gemauerten Untergrund

erforderte — in Aussicht genommen, sondern ein den gleichen Zweck erfüllendes einfacheres System.

Der Bericht des Marschkommissärs, Reg.Rat Winter, an den Großherzog sagt darüber:

„Eigentlich genommen sind das, was die Franzosen errichten, keine Telegraphen, wenigstens nicht in der vollkommensten Art wie sie in Frankreich bestehen, sondern nur Anstalten, um einzelne Signale und zwar auf die allergewöhnlichste und einfachste Weise weiter zu geben.

Die ganze Einrichtung besteht nämlich aus einem Gerüst mit einer langen Stange, an welcher an der Spitze ein Querbalken befestigt ist, an welchem Tücher von 3 verschiedenen Farben aufgerollt angebracht sind, welche je nachdem Zeichen gegeben werden sollen, herabgelassen werden.

Von der diesseitigen Landesgrenze von Württemberg an bis Kehl sind von 1/2 zu 1/2 oder von Stunde zu Stunde, je nachdem es die Gegend erforderlich macht, im ganzen 27 solcher Signale, teils auf freiem Felde (13) teilts auf Kirchtürmen (14) angebracht und zwar:

1. bei Niefern auf einer Anhöhe,
2. in Eutingen,
3. in Pforzheim (vermutlich auf dem Schloßkirchen-Turm),
4. in der Nähe von Pforzheim auf der Höhe (Nach Pflüger, Geschichte der Stadt Pforzheim, auf dem Wolfsberg, Höhe 357),
5. in einer Entfernung davon am Abhang des Waldes,
6. bei Ispringen,
7. bei Kleinsteinbach,
8. bei Söllingen,
9. bei Berghausen,
10. bei Durlach auf dem Thurmberg,
11. in Ettlingen,
12. Ettlingenweier,
13. bei Sulzbach, einem Filial von erstgedachtem Ort,
14. bei Malsch,
15. in Rastatt (zuerst auf dem Dache des Schlosses neben der Jupiter-Statue. Auf Beschwerde hin wurde die Station ab 9. Oktober nach Kuppenheim auf den Kirchturm verlegt.),
16. in Iffertsheim (ab 10. Oktober nach Sandweier auf den Kirchturm),
17. zwischen Iffertsheim und Hügelsheim (ab 9. Oktober nach Muggensturm auf den Kirchturm),
18. in Hügelsheim,
19. in Stollhofen,
20. in Ulm,
21. Memprechtshofen,
22. zwischen Memprechtshofen und Bischofsheim,
23. in Bischofsheim,
24. in Linx,
25. in Bodersweier,
26. zwischen Bodersweier und Kehl,
27. in Kehl.

Bei jedem dieser Telegraphen sind 3 bis 4 gemeine Soldaten (vom Genie-Korps) angestellt. Die Aufsicht über sie und das ganze Geschäft bis in die Nähe von Pforzheim führt der Capitän Auphran. Von Pforzheim, die Stadt inbegriffen, bis Geislingen (a. d. Steige) hat sie ein anderer Offizier (Major Bodson).

Die benötigten Tücher für die Signale (rote, weiße, blaue) von Kehl bis Pforzheim hatte der Ingenieuroffizier mitgebracht. Für die bis Geislingen waren in der Tuchfabrik in Pforzheim 100 Ellen angekauft und die Zahlung dafür „versprochen" worden."

Die Leistungsfähigkeit der einzurichtenden Telegraphenlinie scheint der Reg.Rat Winter in seiner Verärgerung über die ganze Anstalt doch etwas verkannt zu haben. Wenn es beim Chappe-Telegraphen möglich war, mittels eines beweglichen Querbalkens und zwei daran befestigter ebenfalls verstellbarer Flügel nach der Berechnung von A. Kistner $8 \times 8 \times 4 = 256$ verschiedene Stellungen bzw. Zeichen zu geben, so waren mit einem Apparat, bestehend aus einem beweglichen Querbalken und 3 farbigen in verschiedene Längen verstellbaren Tüchern und einem entsprechend eingerichteten Telegraphenschlüssel nahezu die gleichen Erfolge zu erzielen wie mit der Chappe-Maschine.

Vom Lande mußten alle zur Errichtung der Telegraphen benötigten Balken, Dielen und Bretter geliefert werden und soweit die Mannschaften nicht in Ortsquartieren untergebracht werden konnten, auch das zur Erbauung von Baracken Benötigte. Selbstredend fielen dem Lande auch alle baren Geldausgaben zur Last, wie Bezahlung der benötigten Handwerker, der Wächter und die Entschädigung der Güterbesitzer, auf deren Grund und Boden die Signale nebst Baracken errichtet wurden, und nicht zuletzt das zur Heizung der Quartiere und Baracken notwendige Brennholz. — Gegen letztere Forderung stellte sich der Marschkommissär besonders hartnäckig. Er berechnete den ja ganz unkontrollierbaren Verbrauch an Brennholz im Winter und bei Tag und Nacht auf über 2000 Gulden im Monat. — Man einigte sich schließlich dahin, daß jeder Station nur ein im Voraus ganz bestimmt gemessenes Quantum gegen Empfangsbescheinigung abgegeben werden sollte.

In bezug auf Verpflegung machten die Franzosen, die daheim so sparsam leben, die denkbar größten Ansprüche. Das Oberamt Schwarzach meldete, daß von den Ortsvorstehern in Ulm sowie Stollhofen und Hügelsheim Klagen eingelaufen seien, daß die Soldaten auf Grund der ihnen von ihrem General gegebenen Zusicherung verlangten: „Zum Frühstück Käse, Brot und Branntwein, zu Mittag Suppe, Fleisch, Gemüse, Brot und einen Schoppen Wein, zu Abend Suppe, gebratenes Fleisch und Salat nebst einem Schoppen Wein. Auch verlangten sie, daß man alle 8 Tage ihre Sachen wasche." — Der Kommandant von Straßburg, zu dessen Befehlsbereich auch die französische Besatzung der Festung Kehl gehörte, befahl, daß die beim dortigen Telegraphen diensttuenden Leute nicht von ihren zuständigen Truppenteilen, sondern von den badischen Untertanen zu verpflegen seien.

„Einen größeren Beweis des spottenden Uebermutes der Stärke gegenüber der Schwäche gibt es wohl nicht, als diese wahrhaft unverschämte Anforderung."

Mit diesen Worten begleitete Reg.Rat Winter unterm 15. Oktober seinen Bericht an den Großherzog. Gleichzeitig teilte er mit, daß er durch das zuständige Oberamt der Gemeinde Kehl bei Strafe verboten habe, fernerhin Lebensmittel nach dem Fort Kehl zu bringen.

Da auch wegen der durch das Land ziehenden Etappenstraße fortgesetzt große Aufwendungen für die französische Armee erpreßt wurden, waren die neuen Lasten für den Telegraphen der Gegenstand großer Sorgen der Ministerien, zumal das Jahr 1809 eines der allerunglücklichsten war. Obst und Wein fehlten durchaus, sie waren auch gar nicht verlangt. Alle auf Feldfrüchte gesetzte Hoffnungen wurden zunichte, die Steuerquellen versiegten, die Untertanen konnten keine Steuern aufbringen und von allen Seiten wurden von den Franzosen die maßlosesten Anforderungen an die Landeskasse gestellt.

Im vorhergegangenen Kriege hatte die Großherzogliche Kammer die Städte Pforzheim, Kehl, Rastatt usw. angewiesen, in und außer dem Lande Geld auf ihr Gemeindevermögen aufzunehmen. Ihr Kredit war damit auch erschöpft. — Mit blutendem Herzen berichtet der brave Regierungsrat Winter an den Großherzog:

„Von allen Seiten werde ich um Geld gedrängt, und wenn ich 1000 Gulden brauche, so bin ich mit allem Mahnen und Schreiben kaum im Stande 100 zusammen zu bringen. Bey Gott kann ich es betheuern, daß ich mit Schrecken jeder Post entgegensehe, weil jedesmal 3—4 Mahnbriefe und auf der andern Seite ebenso viele Entschuldigungen einlaufen, daß kein Geld wegen drükkendem Mangel habe eingetrieben werden können".

Es ist daher wohl begreiflich, daß angesichts solcher Verhältnisse die Bevölkerung der französischen Telegraphie und den damit für das Land verbundenen neuen Lasten nicht mit Freuden gegenüberstand. Es war zu befürchten, daß Unbesonnene gegenüber den unersättlichen Stationsbesatzungen ihrem Unmute durch Gewalttaten Ausdruck zu verleihen suchten, wodurch das Marschcommissariat bzw. die Regierung nur neue Demütigungen zu gewärtigen und die Franzosen Anlaß zu neuen Gelderpressungen gehabt hätten. Jede Verletzung der Telegraphenstationen wurde deshalb mit Zuchthausstrafe von 3 Monaten bedroht.

Aktenmäßige Belege über den Verlauf der Telegraphenlinie durch Württemberg waren bis jetzt nicht erhältlich. Aus anderen Belegen ergibt sich, daß sie über Cannstatt—Geislingen—Ulm zu ging, ohne Stuttgart zu berühren. Auch München hatte wohl keine Station. Der im bayr. Kriegsarchiv vorhandene kleine Akt erwähnt nur, daß die Linie „quer durch Bayern" d. h. durch Niederbayern führte. Sichere Auskunft könnten nur die Akten und Pläne des kaiserlich französischen Genie-Corps geben.

Aber auch darüber konnten keine aktenmäßige Belege gefunden werden, wie lange die Linie in Benützung war. Sie dürfte wohl mit Verlegung des Kriegsschauplatzes aufgegeben worden sein. Jedenfalls darf angenommen werden, daß der im Lande angehäufte Haß gegen das herausfordernde Auftreten der fremden Bedrücker sich spätestens 1813 Luft gemacht hat, und daß nach Abzug der französischen Bedienungsmannschaften die ganzen Anlagen kurz und klein geschlagen und die letzten Spuren davon vertilgt wurden. Die Wiederinstandsetzung der zu Telegraphenstationen benützten Kirchtürme wird den Gemeinden auch noch ein Stück Geld gekostet haben.

Immerhin ist es aber möglich, daß auch in Baden, wie in der Pfalz anhand örtlicher Ueberlieferungen und Erzählungen aus der Franzosenzeit noch Beiträge zu der Geschichte der ersten Telegraphenlinie auf deutschem Boden beigebracht werden könnten. — Da die Gemeinde für Verpflegung der Telegraphenmannschaften 18 Kreutzer je Mann und Tag zu Lasten der Staatskasse verrechnen durften, könnten wohl in den früheren Gemeinderechnungen noch allenthalben Angaben zu dem Gegenstand selbst gefunden werden.

Im Auftrage des Pfälzer Waldvereins hat Professor Dr. Häberle in Heidelberg es unternommen, den Spuren der die Pfalz berührenden Telegraphenlinien nachzugehen und hat hierüber ein sehr interessantes Werkchen herausgegeben, dem auch ich die Anregung zu vorliegender Studie verdanke. Da die nach System Chappe eingerichteten Stationen einen massiv gemauerten Unterbau erforderten, haben sie dauerhaftere Spuren hinterlassen, wie die Holzgerüste der Linie Wien—Straßburg. Aber auch in mündlichen Ueberlieferungen haben sich in der Pfalz Erinnerungen erhalten und man kann noch hie und da erzählen hören, daß da und dort ein „Dillegraph" oder „Gillegraph" oder gar ein „Thiater" gestanden sei. Letzteres im Volksmund, gewürzt mit Pfälzer Spottlust, abgeleitet von den zappelnden Bewegungen der verschiedenartigen Armstellungen des Querbalkens und seiner Flügel, die den darüber belustigt hinaufblickenden Zuschauern als eine Art Kasperlestheater erschienen sein mochten. — War es doch auch für das Pariser Publikum ein Ereignis, wenn sie die „Maschine" im Gange sehen konnten. In Paris, wo alle Fäden zusammenliefen, mußte der Apparat nicht nur eingehende Nachrichten abnehmen, sondern auch solche und besonders Befehle nach allen Richtungen hinaus geben. Es waren dazu bald mehrere Stationen notwendig, und wenn sie in außergewöhnlich lebhafter Tätigkeit waren, konnte es den Umwohnern nicht verborgen bleiben, daß etwas Besonderes los sein müßte.

In Deutschland hat es verhältnismäßig lange gedauert, bis man an die Errichtung des optischen Telegraphen heranging. In Hamburg hatte man den hohen Wert der Nachrichtenbeförderung auf diesem Wege zwar sofort erkannt und eine Linie nach Cuxhaven schon 1794 angestrebt. Die erste wirklich deutsche Linie auf deutschem Boden wurde erst 1932/33 von Berlin nach Köln-Koblenz erbaut. Auch als der optische Telegraph durch den elektromagnetischen längst abgelöst war, wurden darauf nur Staatstelegramme befördert. Erst 1849 wurden auch Privattelegramme zugelassen. In Frankreich gar erst 1851.

Annemarie Renner:

Albrecht Dürers Leben und Werk

Im Rahmen der Handels-Hochschulkurse liest Professor Dr. Wulzinger von der Technischen Hochschule Karlsruhe im Sommersemester 1934 über das Leben und Werk des größten deutschen Malers.

Dürers Name ist geradezu Symbol deutscher Kunst. Wer sie recht verstehen will, muß sich um den Sinn von Dürers Werk mühen. Gewiß sind die vier großen Apostel, auch die „vier Temperamente" genannt, sind „Ritter, Tod und Teufel" und Blätter wie der allöfterlich als Bildpostkarte seine Auferstehung feiernde „Hase" oder die „Akelei" fast schon Volksgut geworden; aber Dürers Werk in seinem ganzen Umfange und seine Persönlichkeit in ihrer ganzen Tiefe zu kennen, ist wenigen vorbehaltener Lohn eindringlichen und unablässigen Studiums. Eine Einführung in Dürers Leben und Schaffen wird bei der Fülle der Literatur — die Aufzählung der Titel füllt einige Bände! — weder auf literarische Auffassung Gewicht legen, noch die zahlenmäßige Vollständigkeit der Bildkenntnis erstreben. Sie wird dafür durch die Auswahl der Bilder das Wesentliche zur Darstellung bringen und sprachschöpferisch an der Sinndeutung des Bildwerkes gestalten. Eine solche Darstellung setzt eigenes künstlerisches Schaffen und lebendiges Einfühlungsvermögen voraus. Denn sie hat Rechenschaft zu geben über ein Werk, das mehr als zwölfhundert Gemälde, Drucke, Zeichnungen, einige Kleinplastiken, mehrere wissenschaftliche Traktate, eine Fülle inhaltsreicher Briefe und sonstige Aeußerungen eines selten großen und vielseitigen Menschen umfaßt.

Eine Vorlesung, die von tiefem Verantwortungsbewußtsein beseelt, an jedem Worte prägt, die jedes vorgeführte Bild von eigenwüchsigen, klaren Begleitworten umrahmt dem Verständnis der Hörer nahebringt, die Formerkenntnis festigend und doch die Freiheit seelischen Durchlebens gewährend, darf selbst ein Kunstwerk genannt werden. Ursprünglich wirkungskräftige und doch stark geformte Sätze von einer — ins Sprachliche übertragenen — Dürer'schen Liniensicherheit gestalten die Bildbeschreibung zur Einheit, zum Bau. Eine tiefe Wesensverwandtschaft deutet den unendlichen Reichtum des Menschlichen, der allen Gestalten Dürers innewohnt, ehrfurchtsvoll aus.

So führte der Beginn der Vorlesung zurück zu den Quellen, aus denen Dürers unbegreiflich reiches Leben floß: auf einer großen erdfarbenen Tafel stand der Stammbaum der Familie Dürer zu lesen, ihre Wurzel im Grenzland und ihr Wachstum in der handwerklichen Tradition durch Generationen hin. Dürers Kindheit wird zurückgerufen in der Silberstiftzeichnung des Dreizehnjährigen, die harte Lehrzeit vergegenwärtigt in den eigenen knappen, aber ausdrucksschweren Erinnerungsworten, die Dürer selber seiner Lehrzeit widmet. In der Silberstiftzeichnung stellt sich schon der junge Mensch dar, kindlich noch, aber ausgestattet mit dem ganzen Erbe seines Geschlechtes, schon „geprägte Form, die lebend sich entwickelt", mit der kühnen Nase, dem festen Mund, den kleinen scharf blitzenden Augen. In diesem frühesten Blatt sehen wir Dürer den Weg beschreiten, den ihn lebenslang sein leidenschaftlicher Wille zur Eroberung der Natur treibt.

Der junge Dürer wandert nach dem Elsaß; Martin Schongauer, den Artverwandten, sucht er, der ihn weiter weisen soll. Aber der Tod hat den Meister dem lernbegierigen Schüler entrückt, und dieser behält nichts als des Meisters Werk, die zarte Herbstblume eines sinkenden Zeitalters, als Vorbild, über das er bald hinauswachsen sollte. Es liegt über den Jahren der Wanderschaft, über der Eheschließung mit Agnes Frey und über der ersten Italienreise die Vergangenheit, aus der sich ein jedes bedeutende Leben schmerzvoll zur Klarheit des Zieles und des Wollens hervorarbeiten muß; in stürmenden Lebens- und Weltverlangen wird die Ferne gesucht, aber das Fremde noch nicht begriffen, die Nähe, die Umwelt, wird mit Leidenschaft bildhaft erfaßt.